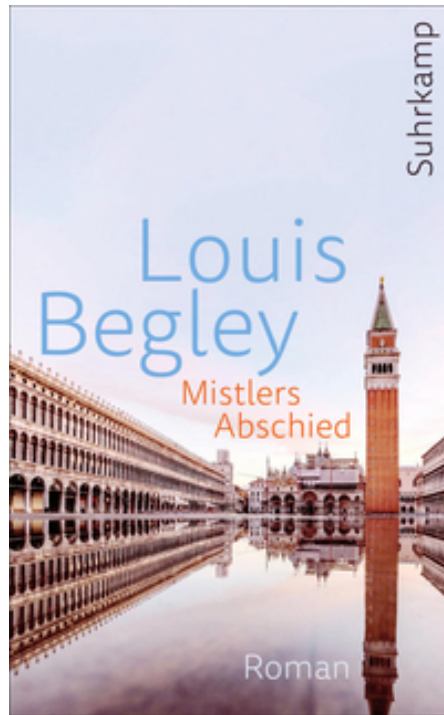


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Begley, Louis
Mistlers Abschied

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Christa Krüger

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4683
978-3-518-46683-4

suhrkamp taschenbuch 4683

Mistlers Abschied erzählt die Geschichte eines Mannes in den frühen Sechzigern, dem der Arzt soeben den schrecklichen Befund mitgeteilt hat: Krebs. Mistler verschweigt seiner Frau Clara und seinem Sohn Sam die Lage, er reist vielmehr – für ein paar Tage – in das von ihm geliebte Venedig. Eine junge Frau taucht auf, eine stürmische, zugleich melancholische und bittere Affäre beginnt, dauert nicht lange, die Frau verläßt ihn. Ein Mann taucht auf, ein Mann von früher, eine andere Frau, ebenfalls eine Erscheinung aus alten Tagen, Bella oder Bunny mit Namen, in die Mistler einmal ungemein verliebt war und die er jetzt »haben« will – für eine letzte amour fou. Dazwischen meldet sich das normale Leben zu Wort: Mistler, Chef einer großen Werbeagentur, will seine Firma verkaufen, telefoniert unablässig mit seinem Anwalt, führt Gespräche mit Clara und Sam, dem er am Ende schreibt, daß er nur noch kurz zu leben hat – und immer wieder holen Erinnerungen Mistler ein, Erinnerungen, die ihn mit sich und seiner Situation konfrontieren.

Louis Begley, 1933 in Polen geboren, arbeitete bis 2004 als Anwalt in New York. Als Schriftsteller wurde er mit seinem Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* weltweit bekannt. Seine Bücher wurden in 18 Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet.

Christa Krüger hat neben Louis Begleys Werken u. a. David Gutersons *Schnee, der auf Zedern fällt* ins Deutsche übertragen, zudem hat sie eine Biografie über Louis Begley verfasst. Sie wurde 2009 mit dem C. H. Beck-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Zuletzt sind von Louis Begley im Suhrkamp Verlag erschienen: *Schmidts Einsicht* (st 4415), *Erinnerungen an eine Ehe* (st 4549) und *Zeig dich, Mörder* (st 4682).

Louis
Begley
Mistlers
Abschied

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Christa Krüger

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
Mistler's Exit bei Ballantine Books, New York.

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4683

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1998

© Louis Begley 2007 Revocable Trust

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: juniongyang / Room / Getty Images

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46683-4

Mistlers Abschied

Für Anka, immer

Ce que les hommes vont perdre, tant pis;
ils ne s'en apercevront pas; tout finit bien
puisque tout finit.

Chardonne, *Demi-Jour*

I

Ich verstehe, sagte Mistler.

Hektische Eile war bei diesem Gespräch wirklich nicht nötig. Im Wartezimmer saß niemand mehr. Seit fünfzehn Jahren war Bill Hurley Mistlers Hausarzt; damals hatte er die Praxis eines Onkels übernommen, der auf dem Tennisplatz an einer Aneurismaruptur gestorben war, als ihm während des Turniers um die Clubmeisterschaft im Seniorendoppel im vierten Spiel des vierten Satzes beim Stand von 40:0 ein Doppelfehler unterlief. Mittlerweile war Bill auch ein Freund. Die Sekretärin hatte Mistler ausdrücklich gebeten, erst gegen Ende des Nachmittags vorbeizukommen, wenn die anderen Patienten abgefertigt wären. Kaum war Mistler jedoch da, begann sie sich zu entschuldigen, daß der Doktor sich verspätet habe.

Keine Sorge, beruhigte er sie. Diesmal ist mir das Warten ganz lieb.

Das war die Wahrheit. Er hatte den Eindruck, eine leere Zwischenzeit sei dem, was folgen würde, bei weitem vorzuziehen. Dann war es soweit: Mistler legte widerstrebend die zwei Jahre alte Ausgabe der Illustrierten *Glamour* weg und fand sich in Hurleys Sprechzimmer ein, dem Raum, in dem Hurley befragte und verordnete, nachdem in der Untersuchungskabine nebenan – dort standen eine Liege und eine zuverlässige Waage, das einzige Stück von Hurleys

Einrichtung, das Mistler gefiel – das widerstrebende Fleisch bis zur Preisgabe seiner Geheimnisse gepiekt und geknetet worden war. Wenn er überhaupt einen Grund zur Eile hatte, dann den, daß das Zimmer so häßlich war. Die Stapel von braunen Umschlägen – sie enthielten, so vermutete Mistler, Röntgenaufnahmen und EKG-Aufzeichnungen und sahen aus, als wären sie seit dem Tod von Hurleys Onkel nicht mehr angefaßt worden (wenn der Onkel oder der Neffe sie überhaupt je genauer betrachtet hatten, was Mistler keineswegs für selbstverständlich hielt) –; der pseudoantike Schreibtisch, klein genug für ein Schlafzimmer im Studentenwohnheim, vollgestellt mit Kinkerlitzchen der Pharmaindustrie; die Wände bepflastert mit Entenbildern nebst Zeugnissen und Diplomen, einer vollständigen Dokumentation von Hurleys Aufstieg, angefangen von seiner Internatszeit in New Jersey bis hin zur jüngsten Urkunde der Ärztekammer; die gesamte Einrichtung verriet Gleichgültigkeit und Knauerigkeit. So etwas hätte man in keinem anderen vergleichbar kostspieligen Dienstleistungsbetrieb hingewonnen. Kamen Ärzte wohl je auf die Idee, Gespräche, die dem Patienten das Herz brachen, wenigstens außerhalb der Praxis zu führen, bei einer Tasse Kaffee oder einem Drink zum Beispiel, wenn sie schon nicht bereit waren, Geld für Möbel auszugeben? Mit einem Minimum an Geschick konnte man sich doch wohl vom Patienten einladen lassen oder die Ausgabe als Position in der Rechnung aufführen, beispielsweise als Stuhluntersuchung oder dergleichen. Die meisten Rechtsanwälte, mit denen Mistler zu tun

hatte, würden das eine wie das andere für selbstverständlich halten.

Mehr wollte Bill Hurley offenbar nicht sagen, ohne eigens aufgefordert zu werden. Die Entscheidung überließ er Mistler.

Na gut. Wieviel Zeit bleibt mir?

Wofür?

Bis ich sterbe, natürlich. Was denn sonst?

Bis wir uns an die Arbeit machen, zum Beispiel. Mel Klein hat dir erklärt, daß wir dieses Ding operativ angehen können. Und zwar sofort. Es ist ein Primärtumor. Das ist die günstige Nachricht. Und wenn alles gutgeht, wirst du vielleicht nachbehandelt werden. Das muß Mel entscheiden. Letzten Endes mußt du dann auf ein Spenderorgan warten. Die gibt es.

Aber er hat mir auch gesagt, daß Dr. Steele sich von einer Operation dieser Art nicht viel verspricht. Habt ihr, du oder Dr. Klein oder Dr. Steele, euch anders besonnen?

Nein. Das Gewächs ist groß, und es kann gestreut haben. Das weiß Dr. Steele erst, wenn er dich aufmacht.

Und wenn es gestreut hat?

Dann näht er dich wieder zu, und wir tun, was wir können, um dir das Leben zu erleichtern.

Im Krankenhaus?

Zuerst. Und wahrscheinlich auch zum Schluß. Hurleys Gesicht blieb fröhlich.

Ich glaube, da mach ich nicht mit. Was schätzt du, wieviel Zeit ich noch habe, wenn ich gar nichts

tue? Außerdem möchte ich wissen, wie schlimm es wird.

Das hängt ganz davon ab, was wirklich in deinen inneren Organen vorgeht. Wenn das Problem noch lokal begrenzt ist, du jedoch keine Behandlung bekommst, nicht mal Bestrahlungen zur Verkleinerung des Tumors, dann hast du vielleicht noch ein halbes Jahr. Vielleicht auch weniger. Die nächsten Monate werden nur unangenehm sein. Nicht schlimmer als jetzt. Du wirst müder und anämischer werden und abnehmen. Später wirst du kämpfen müssen wie ein Löwe, besonders wenn Absiedlungen an anderen Organen entstehen. Die Wahrscheinlichkeit dafür wächst mit jedem Tag. Durch Bestrahlung und Chemotherapie könntest du auch ohne Operation Zeit gewinnen. Das solltest du mit Mel besprechen. Wenn aber schon der ganze Körper betroffen ist, kann ich für gar nichts garantieren. Diese Dinge richten sich nicht nach Fahrplan wie Mussolini-Züge. Hä! Hä! Du weißt das.

Aber du wirst doch dafür sorgen, daß ich nicht dahin komme, wo ich – wie hast du gesagt? – kämpfen muß wie ein Löwe. Ich baue darauf.

Wenn du mir damit nahelegen willst, daß ich dich umbringen soll, dann kann ich dir gleich sagen, das werde ich nicht tun. Ich bin hier, um Patienten zu behandeln. Selbstverständlich hast du das Recht, eine Behandlung abzulehnen. Wir werden dir jedes Schmerzmittel geben, das du brauchst, aber mach dir nichts vor. Der Zeitpunkt wird kommen, da Medikamente nichts mehr nützen.

Ist das schlimmer als das, was passieren wird, wenn ich Operation und Nachbehandlung über mich ergehen lasse?

Du hast eine Chance, daß der Tumor noch nicht gestreut hat und herausgenommen werden kann. Und mit Nachbehandlung und Glück kannst du dann ein normales Leben führen – vor allem, wenn du ein Spenderorgan bekommst. Im anderen Fall wird es ziemlich auf dasselbe hinauslaufen, da hast du recht.

Bis darauf, daß ich die Operation und Nachbehandlung und alles, was dranhängt, noch zusätzlich mitgemacht hätte. Ich glaube, ich lasse es, wie es ist. Wenn du mir nur verschreibst, was du für das beste hältst: Vitamine, Ginseng, Stärkungsmittel – irgendwas, das mir Kraft gibt. Das muß doch möglich sein.

Hurley kitzelte eifrig. Hier, sagte er, dies tut dir vielleicht gut, schaden wird es jedenfalls nicht. Dann bedachte er Mistler mit dem mannhaft herzlichen Blick, den er sonst nur zeigte, wenn er dem Freund dringend riet, den Genuß von Rotwein und Meeresfrüchten und natürlich auch den Zigarrenkonsum einzuschränken, falls er den nächsten Gichtanfall vermeiden wolle, und fuhr fort: Du solltest nichts entscheiden, bevor du mit Clara und Sam gesprochen hast. Wenn du den Kampf aufnehmen willst und sie mithelfen läßt, wird es ihnen leichter fallen, das Ergebnis zu akzeptieren. Es ist extrem schwer, zusehen zu müssen, wie ein Ehemann und Vater dahinschwindet – besonders dann, wenn es vielleicht früher geschieht als nötig, weil er beschlossen hat zu sterben, ohne sich von seinen Ärzten behandeln zu lassen.

Aber ich habe es mir doch nicht ausgesucht, so und jetzt schon zu sterben – viel früher als gedacht. Die Entscheidung trifft seine Majestät, der Körper von Mistler. Ich entscheide nur, wie ich die nächsten paar Monate zubringen will. Alles, nur kein Krankenhausbett auf Rollen, nur nicht an Maschinen angeschlossen, die Geräusche machen wie Geräte aus einem Science-Fiction-Film. Ich kann auch nicht glauben, daß Clara oder Sam das gern sähen.

Da wäre ich mir nicht so sicher. Alle Welt, auch deine Familie, liebt Kämpfernaturen.

Ich habe mein Soll an Kämpfen erfüllt, Bill. Glaub mir. Vielleicht weiß ich deshalb so genau, daß ich jetzt kapitulieren muß. Bedingungslos!

Du hast versprochen, nichts ohne Clara zu entscheiden.

Mistler registrierte Hurleys wachsenden Unwillen.

Daran halte ich mich auch. Gib mir nur etwas Zeit. Gönn ihr ein paar sorglose Wochen. Schließlich gibt es doch jetzt nichts, das sie mittragen müßte, jedenfalls nicht sofort.

Danach rang er sich ein freundliches Lächeln ab und schüttelte Hurley die Hand.

Schon sechs Uhr? Sein Fahrer wartete in der 71st Street, sah ihn kommen, stieg aus und stellte sich neben die Wagentür.

Danke, Vince. Ich fahre nicht mehr ins Büro, und ich gehe zu Fuß nach Hause. Rufen Sie bitte Miss Tuck an und sagen Sie ihr Bescheid, daß sie nicht auf mich warten soll. Und holen Sie mich doch bitte um acht Uhr zu Hause ab. Ich gehe zum Essen aus.

Der Frühling hatte Mistler überrascht, es war plötzlich so lange hell, daß er noch einmal ungläubig auf die Uhr sah. Er ging nach Westen, auf den Park zu, vorbei an den Fachgeschäften mit Hilfsmitteln für Bettlägerige und Lahme, und vorbei an den Bars, die sich im Lauf des Abends mit dienstfreien Krankenschwestern, Medizinstudenten und Assistenzärzten füllen würden. Erstaunlich, wie sauber die Stadt aussah. In der Seitenstraße hatten die Hunde die Einfassungen aus Fleißigen Lieschen und Stiefmütterchen rings um die Ginkgobäume respektiert. Auf der Insel, die die Park Avenue teilt, standen makellose hohe Tulpen in leuchtendem Gelb. Als er zum Central Park kam, nahmen ihm die blühenden Kirsch- und Pflaumenbäume den Atem. Ein Jammer, daß sie so viele Wochenenden auf dem Land verpaßt hatten. Man verlor die Natur ganz aus dem Blick, sogar die Mondphasen. Der Frühling kam dort draußen später, aber die Tulpen und Forsythien in Crow Hill standen jetzt sicher in voller Blüte. Nächstes Jahr sollte Clara ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen in der Stadt besser einteilen, und er würde dann langsamer treten. Es war wirklich nicht nötig, sich auf Sitzungstermine an Samstagen oder Sonntagen einzulassen, und wenn sie nicht zu verschieben waren, würde er jedenfalls nicht selbst hingehen. Andere Leute konnten ihn vertreten. Dann fiel ihm Bill Hurleys Prognose wieder ein. Es war klar, daß ihn das Problem, Zeit für Crow Hill zu finden, nicht mehr lange beschäftigen würde. Ganz widersinnig überfiel ihn plötzlich und unverkennbar eine große Freude. Der Horizont würde nicht länger

in unbestimmter Ferne verschwimmen. Was ihm an Raum und Zeit noch blieb, war klar umrissen – eine Befreiung für ihn.

Befreiung wovon? Die Frage, die er sich sofort stellte, zog beunruhigende Kreise, da Mistler sich eigentlich für einen rundum glücklichen Mann hielt. Bei den großen Ehemaligentreffen hatte er sich in Interviews und in vorbereiteten Ansprachen zu der Überzeugung bekannt, sein Leben gut genutzt zu haben. Er fühlte sich zu dieser Einschätzung berechtigt, obwohl sie auf einer Voraussetzung beruhte, die er geheimhielt, um sich nicht zum Gespött zu machen. Er verstand sich als Selfmademan und sah seine Erfolge weitgehend unabhängig von dem ansonsten ganz angenehmen Umstand, daß er vor gut sechzig Jahren in dem Krankenhaus neben Bill Hurleys Praxis mit einem silbernen Löffel im Mund geboren worden war. Nein, es gab nichts, wovor er hätte fliehen wollen. In seiner Ehe herrschte seit langer Zeit Frieden. Er liebte seinen einzigen Sohn. Im Gegensatz zu Peter Berry, dem Vetter und ehemals besten Freund, den er aus der Firma Mistler, Berry & Lovett hinausgedrängt hatte – eine häßliche Angelegenheit, die er fast bedauerte, auch wenn sie längst überfällig gewesen war und für Peter letzten Endes kein Unglück bedeutete, da er wahrscheinlich ganz froh war, seine Morgan-Pferdezucht nun vollberuflich betreiben zu können –, machte ihm seine Arbeit so viel Spaß wie eh und je. Peter und er hatten Mistler Berry gegründet, als sie kaum dreißig waren; sie gaben die Stellen auf, die sie gleich nach dem Militärdienst in der damals größten New Yorker

Werbeagentur bekommen hatten; diese war nach den Maßstäben der Zeit ein Riesenunternehmen und dermaßen gewinnbringend und einflußreich, daß Leute, die in solchen Dingen nicht ganz so penibel waren wie Mistlers Vater, eine Anstellung dort durchaus für achtbar hielten. Dieser Herr allerdings, der leitende Seniorpartner einer Wall Street Investmentbank, deren Anfänge sich bis ins Philadelphia des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen ließen, hielt jedwede Werbung und Öffentlichkeitsarbeit für eine unsolide Tätigkeit, passend für Banausen und die schmarotzenden Söhne seiner weniger angenehmen Bekannten. Mr. Mistler senior trug sogar eine gewisse Verantwortung dafür, daß sein eigener ansonsten ganz untadeliger Sohn sich ausgerechnet für diesen Arbeitsbereich entschieden hatte. Dessen Entscheidung war nämlich die Reaktion auf die stichelnden Bemerkungen des Vaters, der sich über die jungen Herren mit Schreibhemmungen mokierte, die, von väterlichen Überweisungen lebend, in Paris oder auf einer griechischen Insel versackten. Ihm gehe es nicht ums Geld, sondern ums Prinzip, pflegte er zu sagen: Die Trusts der Familie Mistler, über die der Vater mit unbeschränkter Vollmacht verfügen konnte, seien nicht eingerichtet worden, um Dilettanten oder Möchtegern-Literaten, die auf Inspiration warteten, über Wasser zu halten. Wenn sein Sohn Thomas nachts kritzeln wolle, dann sei das seine Sache, aber bis er sich einen Namen gemacht habe, könne er sich doch wohl tagsüber einer erkennbaren Beschäftigung und Disziplin unterwerfen. Er wies gern darauf hin, daß Wallace Stevens, den der ältere

Mr. Mistler zu seinen Freunden zählte, seine Stellung bei einer Versicherungsgesellschaft nie aufgegeben habe. Diese Gespräche wurden stets in ruhigem Ton geführt, und weder Vater noch Sohn fanden es angebracht, darauf aufmerksam zu machen, daß dem Jüngeren von mütterlicher Seite genug Geld zufließe, um ihm genau die Existenz zu ermöglichen, die der ältere Mr. Mistler so mißbilligte. Thomas hatte genug eigene Gründe, sich davor zu fürchten, daß er herum-sitzen und auf den Kuß der Muse warten müsse. In der Wall Street zu arbeiten kam für ihn nicht in Frage, das fand er einfach albern, es sei denn, er nahm die Stellung in seines Vaters Bank ein, die ihm nach Geburtsrecht zustand. Daß er über sie verfügen könne, hatte man ihm deutlich gemacht. Aber er wollte nicht für seinen Vater arbeiten. Die Aussicht, in einem Verlag die Manuskripte anderer Leute zu korrigieren, war freilich noch weniger einladend.

Ein Mann namens Barney Fine, Student im selben Semester wie Mistler, aber mehrere Jahre älter, weil er im Krieg gewesen war – Mistler hatte ihn in der Redaktion des *Harvard Advocate* kennengelernt –, arbeitete als Texter in einer Werbeagentur. Barney behauptete, das sei der beste Job in der Stadt: Er bekomme ziemlich viel Geld dafür, daß er tagsüber Reklamesprüche für Seife verfasse. Die Sprüche verstopften ihm nicht das Hirn und kämen ihm nachts nicht beim Dichten in die Quere. Außerdem könne, wer gut sei, sich ohne Schwierigkeiten beurlauben lassen. Mistler solle es doch genauso machen. Er wolle ihn gern empfehlen. Das war ein guter Plan: Mistler

hatte das Gefühl, Texte über die Vorzüge von Handcreme und Abführmittel mindestens so gut wie jeder beliebige Teilzeitästhet verfassen zu können. Schreiben wollte er dann nach Feierabend, an den Wochenenden würde er sich in dem Häuschen verkriechen, das ihm sein Vater zum Examen geschenkt hatte – es lag unmittelbar neben dem Rasenplatz von Crow Hill, wo eine ganze Menge Mistlers und Abthorps begraben waren –, und seine Ferien oder in Gottes Namen diese fabelhaften Beurlaubungen würde er in einem weißgekalkten Haus auf einem Felsen in der Ägäis zubringen. Er fragte Barney, ob man Peter Berry vielleicht auch noch unterbringen könne, da sich Peter seinen Lebensunterhalt wirklich verdienen mußte.

Mistler war selbst am meisten überrascht, als er sofort feststellte, daß Werbung ihm Spaß machte. Drei Jahre später zog er das Fazit, daß ihm die Sache noch mehr Spaß machen würde, wenn er sein eigener Arbeitgeber wäre. Dem stand eigentlich nichts im Wege; er hatte inzwischen anderweitig unter Beweis gestellt, daß er ein ausgezeichnete Unternehmer sein konnte. Er überredete Peter Berry und Harry Lovett zum Mitmachen, Harry war wichtig, da man zur Beruhigung potentieller Kunden dringend einen Mann in seinem reifen Alter und mit seiner Erfahrung brauchte. Harry war der Vizepräsident der großen Agentur, hatte aber, wie die meisten Vizepräsidenten früher oder später, einsehen müssen, daß er es nie bis zum Präsidenten bringen würde, und das kränkte ihn. Wie Mistler hatte auch er Geld; er war sogar besser gestellt, da sein Geld nicht in Trusts festlag. Peter